Bild: Städtisches Museum Göttingen

Der schwierige Weg zum Verdrängten

Die Aufarbeitung der universitären NS-Vergangenheit wurde durch Umdeutungen, bequemes Beschweigen und personelle Kontinuitäten verhindert. Erst seit wenigen Jahrzehnten gibt es eine starke Gegenbewegung, die aber noch lange nicht am Ziel ist.

Stunde Null in Göttingen: Amerikanische Luftaufklärung am 8. April 1945, dem Tag des Einmarsches der Alliierten.

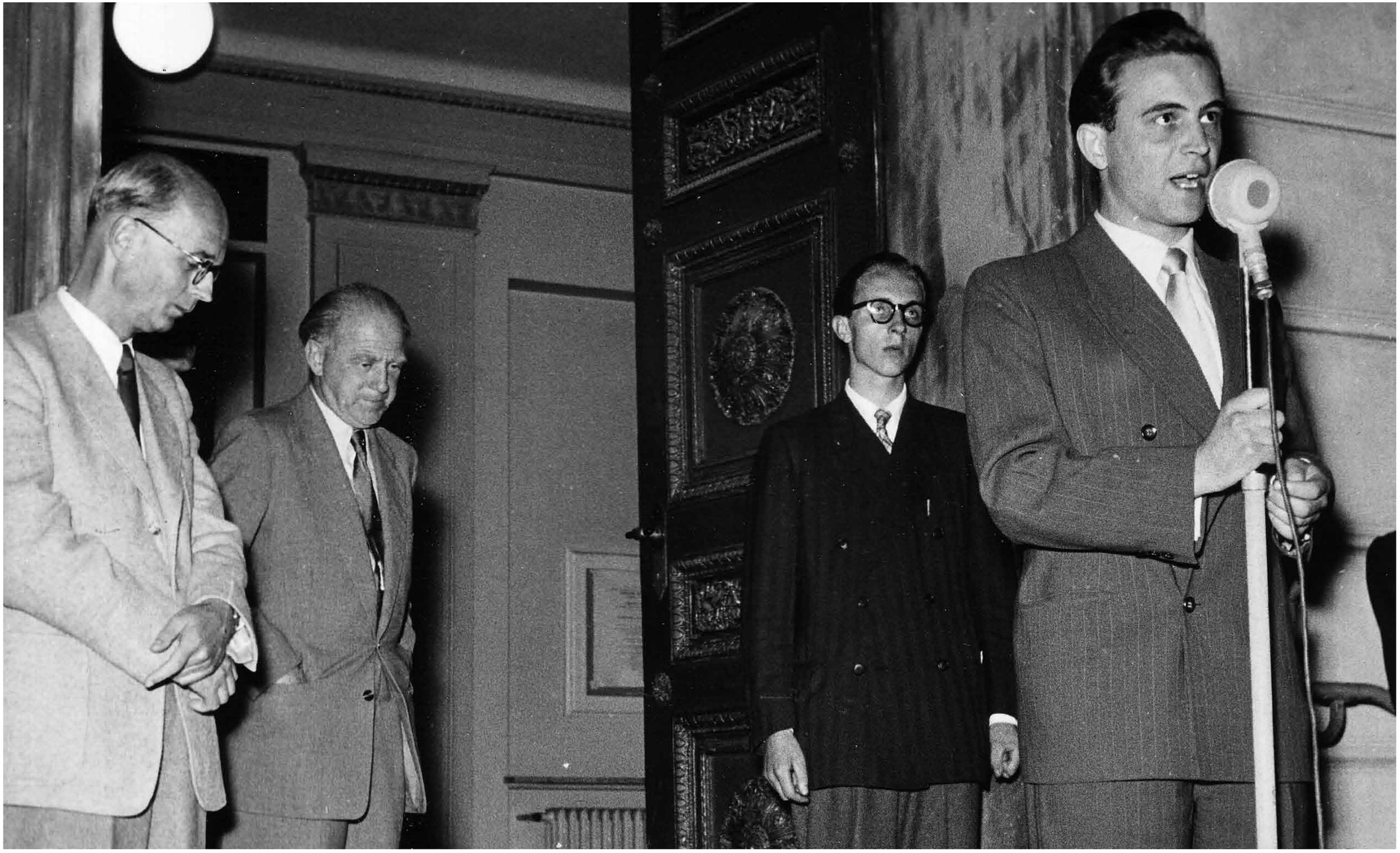


Bild: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek

16.7.1953 Kundgebung nach dem – von der Universitätsleitung untersagten – Fackelmarsch der studentischen Korporationen und Verbindungen anlässlich der 1.000-Jahr-Feier der Stadt Göttingen. Werner Heisenberg (2. von links) sprach zur Versammlung der Studierendenschaft auf dem Wilhelmsplatz.

Bild: Städtisches Museum Göttingen

Nachkriegsidylle 1945 am Gänseliesel: männliche und weibliche britische Armeeangehörige mit Bierkrügen.
Das CORA (siehe nächste Seite) gab auch eine Zeitschrift namens „The Goose Girl“ heraus.

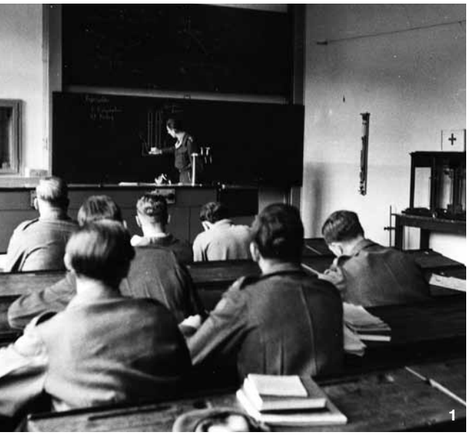
Text: Sven Grünewald

1965 ging ein kleines Beben durch die Hallen der Georgia Augusta. Die AStA-Zeitschrift Politikon erschien im Januar mit nur einem Thema: die Universität Göttingen im Dritten Reich. Deutlich erhoben die Studenten darin die Forderung, die wenigen in die Öffentlichkeit gelangten Fälle einer NS-Verstrickung nicht als Einzelfälle abzutun, sondern sich endlich systematisch mit der Universität im NS zu befassen. Zu erinnern und thematisieren gab es schließlich einiges: den Entzug akademischer Titel, die Entlassung von 53 der 234 Lehrenden der Universität ab 1933, Zwangssterilisierungen, Einsatz von Zwangsarbeitern, das schnelle und frühe Verfangen nationalsozialistischer Ideologie unter den in großen Teilen national-konservativen Studenten und Dozenten, kriegsrelevante Forschung etc. Doch eine selbstkritische Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle in der NS-Zeit fand nicht statt.

Der erste NS-Aufarbeitungsversuch erfolgte 1965 durch den AStA. Eine nachhaltige Wirkung blieb aus, das Thema wurde weiter verdrängt.

Professor Klaus Düwel, Germanist und Runologe, war 1965 als Assistent an der Universität tätig, erinnert sich aber noch lebhaft an den Aufruhr, den Politikon damals verursachte. „Wir hatten ansonsten immer nur am Rande mitbekommen, dass der eine oder andere sich vor ’45 weit aus dem Fenster gelehnt hatte. Es war ein Tabuthema und wenn es einmal zur Sprache kam, dann unter vier Augen und hinter vorgehaltener Hand nach dem Motto: ‚Wissen Sie schon, der…‘.“ Als Düwel 1968 seinen späteren Klassiker zur Runenkunde schrieb, hatte er darin auch ein Kapitel über die Runen im Dritten Reich vorgesehen. „Als ich das Kapitel besprechen wollte, hat mein Lehrer Lange zu mir gesagt, das könne ich so nicht machen, da sei ich viel zu jung zu“, erzählt Düwel. „Aber das war die Stimmung damals. Wir waren zu jung, wir konnten uns darüber kein Urteil erlauben.“ Das kollektive Verdrängen und Verschweigen derjenigen, die auf die eine oder andere Weise „involviert“ waren, hatte System. Dabei war gerade Göttingen schon früh eine Hochburg der NSDAP gewesen – hier gerne verdrängt, andernorts erinnerte man sich aber noch gut daran. In Italien fiel in den 60ern einem Kardinal im Gespräch mit Düwel die Alttestamentler-Tagung von 1932 in Göttingen wieder ein. „Und die Tagung wurde von einem Professor in SA-Uniform mit Hitler-Gruß eröffnet“, sagt Düwel.

Politikons Versuch, eine systematische Aufarbeitung der universitären NS-Vergangenheit anzustoßen, wurde im Gefolge der 68er Proteste bis Anfang der 70er Jahre von studentischer Seite weiter verfolgt, wenn es auch vorwiegend um Hochschulreformen und Mitbestimmung ging. Und dann verschwand das Thema wieder sang- und klanglos in der Versenkung – im Übrigen ein bundesweites Verdrängungsphänomen, das in trauriger Tradition stand. Denn auch schon in der frühen Nachkriegszeit blieb an den Hochschulen sehr vieles beim Alten. Als der



Nach Abzug der US Army übernahmen die Briten die Kontrolle über Göttingen. 1946 beschlagnahmten sie eine Reihe universitärer Gebäude, darunter das Archäologische Institut im Nikolausberger Weg 15 (Bilder 1, 2, 4) und das Audimax (Bild 3).

Bilder: Städtisches Museum Göttingen (3)

In den beschlagnahmten Gebäuden wurde das British College of the Rhine Army (CORA) untergebracht, das Fortbildungen für Angehörige der Streitkräfte anbot. Die Beschlagnahmung verschärfte die Raumsituation der Universität deutlich, so dass zeitweise mehrere Institute zusammenziehen mussten.

Krieg für Göttingen am 8. April 1945 mit amerikanischer, später dann britischer Besatzung zu Ende ging, gab es zwar durchaus eine personelle Selbstreinigung der Universität: Als neuer Übergangsrektor wurde der Kirchenrechtler Rudolf Smend aus der Universität heraus gewählt und später auch von den Briten als Rektor akzeptiert; das Nazi-Führungspersonal an den Fakultäten und in der Universitätsleitung, insbesondere die Rektoren Friedrich Neumann und Hans Drexler, wurde aus seinen Ämtern entfernt ebenso wie einige schwer belastete Professoren, die sich öffentlich stark für den Nationalsozialismus engagiert hatten.

Das kollektive Verdrängen und Verschweigen derjenigen, die im Nationalsozialismus „involviert“ waren, hatte System.

Doch ein tiefgreifendes Ausmisten vermied man. Stattdessen wurden bis Anfang ’46 von der Militärregierung 125 Dozenten als politisch untragbar entlassen und mussten Entnazifizierungsverfahren durchlaufen, allermeistens aber ohne langfristige negative Konsequenzen: Kollegen stellten Persilscheine aus, welche in Summe für überraschend viele weiße Westen sorgten. Wer im Entnazifizierungsverfahren in eine höhere – belastete – Kategorie einsortiert wurde, konnte durch Revisionsverfahren in aller Regel herabgestuft werden. Gleichzeitig wurden noch weitere politisch belastete Professoren, oft Flüchtlinge der alten Partneruniversität in Königsberg, eingestellt. Umgekehrt fand eine Rehabilitierung der im NS entlassenen Wissenschaftler nur in geringem Umfang statt.

Als 1951 mit dem Entnazifizierungsschlussgesetz des Bundes und der rasch darauf folgenden Landesgesetze der Schlussstrich unter die Entnazifizierung gezogen wurde, klagten sich auch noch viele der verbliebenen „harten“ Fälle wieder in die Universität ein. Nach und nach wurden so die zunächst entlassenen Dozenten bis auf wenige Ausnahmen wieder in die Universität aufgenommen – insgesamt wurden nur 16 Hochschullehrer dauerhaft entlassen, die zudem ihre Pensionsansprüche behielten. Die Entnazifizierung war damit relativ schnell formaljuristisch beendet – und gescheitert. Ein Kommentator sprach denn auch ganz direkt von Renazifizierung.

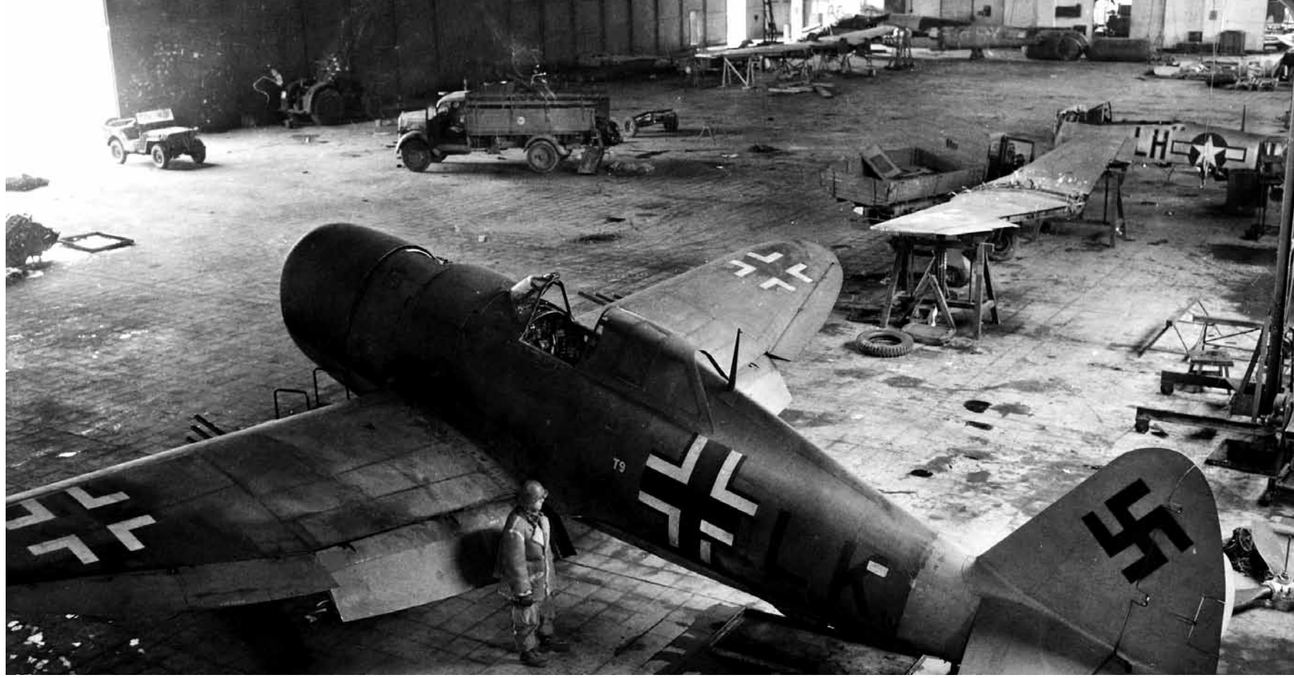
In der bereits Ende 1945 erscheinenden Göttinger Universitätszeitung (GUZ) war die Entnazifizierung gelegentlich Thema. Allerdings ging es nicht um Fragen der individuellen Schuld oder um Benennung des geschehenen Unrechts; der Blick war vielmehr nach vorne gerichtet: Entnazifizierung als ein Teil des Neuanfangs. Friedrich Hermann Rein, Professor für Physiologie und zweiter Nachkriegsrektor, schrieb gleich in der allerersten Ausgabe: „Entnazifizierung – ein Wort, das in seiner Prägung unangenehm an Goebbels’sche Diktion erinnert und daher im Mann der Wissenschaft Widerwillen erweckt wie alle propagandistischen Vokabeln. Aber ein Wort, das inhaltlich alle angeht, welche sich verantwortlich fühlen für die Überwindung des Chaos, in welche menschliche Unvernunft und Überheblichkeit die Welt gestürzt haben.“

Nur 16 Dozenten der Universität Göttingen wurden als „belastet“ entlassen – statt Entnazifizierung: Renazifizierung.

Rein sah in der Entnazifizierung eine Form der Siegerjustiz, die ihn wiederum an die „Nazimethoden“ von 1933 erinnerte. Statt die individuelle Schuld feststellen zu wollen, war für Rein vielmehr die Frage zentral: „Was war Schuld?“ Und die Antwort in seinen Augen war eine „Vermassung“ des Menschen, eine allumfassende Indoktrination von oben, ein Abtöten der individuellen Kritikfähigkeit. Rein erkannte gleichwohl auch die individuelle Täterschaft einzelner an den Hochschulen an, doch wären diese Wissenschaftler ohnehin Sonderlinge oder Parteibüttel ohne wissenschaftliche Kompetenz gewesen. Das Erklärungsmuster begegnete einem allerorten. Der Göttinger Medizin-Dekan Hans Joachim Deuticke beispielsweise schrieb zu Beginn des Nürnberger Ärzteprozesses 1947, nur eine „verschwindend geringe Zahl von Aerzten, die in eigener Verantwortung handelten“, hätte sich schuldig gemacht – ein paar faule Äpfel an einem ansonsten gesunden Baum. Und dieser gesunde Baum der Wissenschaft sollte nun positiv in die Gesellschaft ausstrahlen. Dass es mit dem moralischen Glanz der Hochschulen nicht gar so weit her war, wie die gängige Einzeltäter-Erklärung vermitteln sollte, machte 1947 der Theologe Prof.

Bilder: Städtisches Museum Göttingen (2)

2. Mai 1945. Ein Soldat der 8th Armored Division der U.S. Army befestigt Kommunikationsdrähte für den Kommandoposten in Göttingen an einem Reichsadler (Lokalisierung unsicher).



April 1945: Nach dem Einmarsch in Göttingen findet die US 1st Army eine erbeutete P-47 Thunderbolt auf dem Flugplatz in der Grätzelstraße 3-5. Göttingen war ein bedeutender Luftfahrtforschungsstandort, unter anderem wurde in der Physiologie vom späteren Rektor Friedrich Hermann Rein die Legion Condor untersucht und luftfahrtmedizinische Forschung durchgeführt.

Karl Barth in einem GUZ-Essay deutlich, als er die Mehrheit der Professoren als zur Vergangenheitsreflexion unfähig bezeichnete und sie somit wenig als Vorbild für die Studentengeneration tauge. Die Reaktion folgte prompt. Erich von Holst, Zoologe aus Heidelberg, kritisierte dieses Verdammungsurteil, da er höchstens einige „weltfremde Idealisten“ oder „engstirnig in ihre Arbeit“ Verbohrte kenne, auf die das zuträfe.

„Heute konstatiere ich, daß damals niemand dabeigewesen sein will“, Prof. Karl Barth, 1947.

Daraufhin redete Barth, als einer der ganz wenigen, Klartext: „Die Professorenschaft hat dem politischen Unsinn nicht nur keinen Widerstand geleistet, sondern ein väterliches Wohlwollen und teilweise direkte Förderung entgegengebracht. Soll ich Ihnen Namen nennen, Geschichten erzählen, Szenen beschreiben, die ich damals staunend miterlebt habe? Etwa von dem Ton, in dem ich in einer größeren Professorengesellschaft in Göttingen über die Ermordung von Rathenau reden hörte? Wie die ganze akademische Herrlichkeit dieser Professoren mitsamt ihrem Berufsethos vor dem hereinbrechenden klaren Unfug zusammenbrach wie ein Kartenhaus, wie sie – mit einigen wenigen ehrenvollen Ausnahmen! – laut oder leise mitzutönen begannen, was für Purzelbäume man da schlagen sah; was für Deutungen und Umdeutungen, Anpassungen und Gleichschaltungen Ihre ‚weltfremden Idealisten‘ damals auf einmal für nötig und möglich hielten. Heute konstatiere ich, daß damals niemand dabeigewesen sein will, daß man zwar auf Druck von außen einige von den schlimmsten akademischen Übeltätern, wo gar nichts zu retten war, in die Wüste geschickt hat. Indem ich sehe, wer alles noch da oder schon wieder da ist, muß ich über Ihre Erklärung, daß Sie von allem nichts wüßten, wirklich staunen.“ Statt Selbstkritik hatte die Universität andere Probleme und Prioritäten auf der Tagesordnung: Raum- und Dozentenmangel, unzureichende Nahrungsversorgung, eine defizitäre Wohnsituation für die Studenten, ein eklatanter Mangel an Arbeit zur Studienfinanzierung, Integration der Kriegsheimkehrer oder das Ausreiseverbot seitens der Besatzer waren die ganz alltäglichen Hindernisse, die eine Wiederaufnahme der Lehre erschwerten. Zudem war es erklärtes Ziel der Nachkriegsrektoren, schnell zur akademischen Normalität zurückzukehren und international wieder salonfähig zu werden – wozu es eines universitätsinternen Friedens ebenso bedurfte wie einer ausreichenden Zahl von Dozenten. Sich mit der unmittelbaren Vergangenheit auseinanderzusetzen, hätte jedoch das Eingeständnis bedeutet, Teil des Unrechts gewesen zu sein. Es wäre für das Ansehen kontraproduktiv gewesen. Umso zielführender hingegen das Narrativ, die Universität sei im Wesentlichen sauber geblieben.

Dieses Nicht-Befassen war bequem und brachte eine große personelle Kontinuität mit sich, welche die Universitäts-Geschicke in den Folgejahrzehnten bestimmte. Da die Täter- und Mitläufergeneration in den 50er und 60er Jahren durch psychologisches Verdrängen, wachsenden zeitlichen Abstand und juristischen Freispruch nie ein Interesse an Aufarbeitung und damit Selbstbezichtigung entwickelte, regierte das Schweigen – den studentischen Initiativen zum Trotz. Allerdings blieb auch die ihnen folgende Schülergeneration eine Aufarbeitung schuldig – „Wer nagelte schon den eigenen Doktorvater ans Kreuz?“,

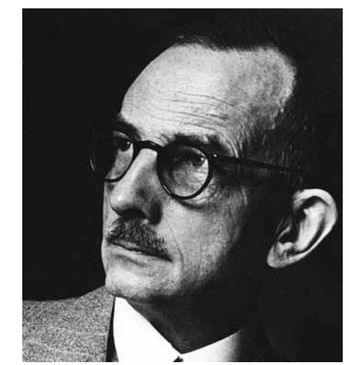
Bilder: Städtisches Museum Göttingen (3)

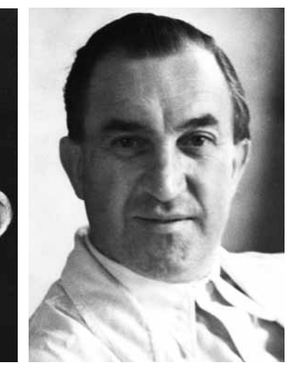
Die Nachkriegsthemen waren sehr konkret: die Nahrungsversorgung (oben und rechts Schulspeisungen in Göttingen, Sommer 1946), die Rückkehr der ersten Kriegsgefangenen (oben rechts, Schlagbaum bei Besenhausen am 13.8. 1946), Raummangel angesichts steigender Studentenzahlen, Heimkehrer und Flüchtlinge. Daneben dominierten an der Universität die großen Zukunftsfragen: „Reichsreform“, Weltfriedensordnung, Atomwaffen, Hochschulreform. Über be- und damit vergangenes Unrecht schwieg man sich aus.

formuliert es Prof. Frank Möbus, der sich um die Ermittlung und Rückgabe von Raub- und Beutegut in Göttinger Bibliotheken verdient macht. Erschwerend kam hinzu, dass bis in die 80er Jahre hinein die entsprechenden Personalakten durch Schutzfristen gesperrt waren oder einfach nicht zugänglich gemacht wurden. Das Universitäts-Archiv etwa wurde von Prof. Wilhelm Ebel bis zu seinem Tod 1980 geleitet. Der Rechtshistoriker hatte eine Forschungsabteilung im „Ahnenerbe“ der SS, war auch Mitglied der Organisation – und klagte sich nach dem Krieg wieder in die Universität ein. „Ebel stand im Ruf, grundsätzlich keine Studenten in das Archiv zu lassen, sondern nur Kollegen und ihre Doktoranden“, berichtet Ulrich Hunger, seit 1986 Archivar der Universität. Die Quellenlage war und ist aber auch schwierig, weil bereits zu Kriegsende Aktenbestände verschwunden waren oder die im NS Involvierten selbst Hand anlegten: „Die Betroffenen oder ihre Nachkommen haben oftmals ihre schriftlichen Nachlässe bereinigt, verbrannt, vernichtet“, sagt Ulrich Hunger. „Sie haben auch nicht darüber gesprochen. Und kaum einer hat gesagt: Jawohl, ich habe gefehlt oder ich bereue das. Die haben zumeist geschwiegen und gemauert.“

Die Auseinandersetzung mit der Universität im NS begann erst Mitte der 80er Jahre. Als sich die Bücherverbrennung von 1933 zum 50. Mal jährte, hielt der Germanist Albrecht Schöne dazu eine Gedenkrede, Ausstellungen zu Max Born und James Franck folgten. 1987 dann, zum 250-jährigen Universitätsjubiläum, legten Heinrich Bekker und Hans-Joachim Dahms eine breite Untersuchung vor, die sich mit der Rolle der Fakultäten im NS befasste – bezeichnenderweise kamen die kritischsten Rezensionen dieses Meilensteins aus Göttingen selbst. Unter anderem wurde darin noch einmal der Versuch unternommen, die konservativen Kräfte an der Universität von einer Mitschuld für die Machtübernahme zu befreien. Doch Universitäts-Präsident Norbert Kamp machte die Aufarbeitung nachdrücklich zu einem Thema: Die Archive wurden geöffnet, es fand eine kritische Betrachtung des Jubiläums

Bilder: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek (3)





Beim Universitätsjubiläum von 1937 (oben) liefen Professoren im Talar mit Uniformierten zusammen – ein symbolträchtiges Bild. Doch wer war wie involviert, wer überzeugter Nazi, wer „nur“ Mitläufer? Nach Kriegsende gab es nur eine zaghafte Säuberung der Universität von NS-belastetem Personal. Die Nachkriegsrektoren Rudolf Smend (45 bis 46, links) und Friedrich Hermann Rein (46 bis 47, rechts) bemühten sich vorwiegend um die Wiederaufnahme der Lehrtägigkeit und den Wiedergewinn internationalen Ansehens.

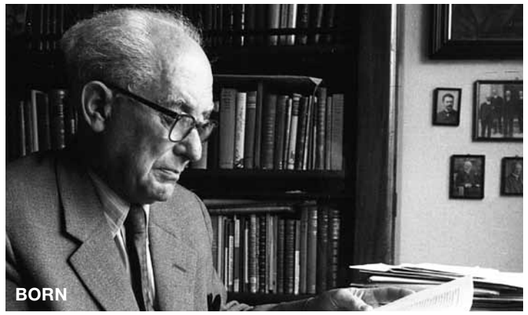
von 1937 statt und auch der ab 1933 entlassenen Hochschullehrer wurde mit einer Erinnerungstafel im Aula-Gebäude gedacht. Dieser historischen Initialzündung folgte eine Fülle an Arbeiten, bis 1997 waren es über 100 entsprechende Publikationen.

Interesse und Aufarbeitung dauern an. 2004 erklärte der Senat der Universität – man ist versucht zu sagen: besser spät als nie – den Entzug aller Doktortitel im Dritten Reich für nichtig. Zwei Wochen später wurde die Ausstellung der Historiker Bernd Weisbrod und Kerstin Thieler zum selben Thema eröffnet. 2008 folgte eine von Frank Möbus kuratierte, sehr öffentlichkeitswirksame Ausstellung zur Göttinger Bücherverbrennung von 1933.

Zum 250-jährigen Universitätsjubiläum endlich der Tabubruch: Die Aufarbeitung der NS-Zeit begann.

Die Universitätsbibliothek initiierte daraufhin ein NS-Raub- und Beutegut-Projekt, das 2011 mit der Ausstellung „Bücher unter Verdacht“ abgeschlossen wurde. Über 100.000 Zugänge aus der NS-Zeit mussten überprüft werden und verdeutlichen die Schwierigkeiten, die eine Vergangenheitsbefassung mit sich bringt: Zeit- und Personalaufwand sind enorm. Seit 2008 arbeitet Frank Möbus am selben Thema – und an der Rückführung geraubter Bücher. Auch, wenn das eigentliche Projekt schon längst abgeschlossen ist, geht die Arbeit weiter: „Die Einzelrecherchen sind ungeheuer aufwendig und dauern oft Jahre. Wenn beispielsweise der Name des Besitzers in einem Buch auf Hebräisch steht, dann gibt es Transkriptionsprobleme. Dann kann man nicht sagen, wie sich die Person auf Deutsch geschrieben hat und wo die Erben gelandet sind.“ Möbus schätzt, dass zwischen 0,5 und ein Prozent der aktuellen Bibliotheksbestände zumindest als verdächtig zu kategorisieren sind. „Und wenn wir von diesem einen Prozent wiederum ein Prozent zurückgeben können, dann sind wir schon zufrieden.“

Trotz bald 30 Jahren Aufarbeitung gibt es noch weiteren Aufklärungsbedarf: in der Frage nach Raub- und Beutegut in anderen Bibliotheken oder den zahlreichen Sammlungen der Universität; oder die Rolle der Universitätsverwaltung und die von Einzelpersonen im NS betref-



Bilder: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek (3)

Die Vertriebenen der Georgia Augusta. Zahlreiche Wissenschaftler, darunter viele mit international höchstem Ansehen, wurden durch die Nationalsozialisten aus den Universitäten vertrieben – darunter Koryphäen wie Max Born, Richard Courant oder Emmy Noether. In Göttingen betrafen diese Säuberungen vor allem und in großem Umfang die Naturwissenschaften und insbesondere die Mathematik. Gleichzeitig wurde vielen Akademikern aus politischen und rassistischen Gründen auch der Doktorgrad entzogen. Nur wenige von Ihnen wurden rehabilitiert oder zurückgeholt.

fend. So laufen derzeit Projekte, die eine Entziehung der Ehrenbürgerschaft von Heinrich Sohnrey, dem Solling-Dichter, prüfen oder sich mit dem Chirurgen und NS-Medizin-Dekan Rudolf Stich befassen. Unter seiner Leitung wurden in der ehemaligen chirurgischen Klinik, dem heutigen Germanistischen Seminar, hunderte von Zwangssterilisierungen vorgenommen. Seit 2011 erinnert daran eine Plakette und erst vor wenigen Monaten wurde in der Nähe ein Büstensockel mit Stichs Namen entfernt. Doch die zahlreichen Arbeiten und Aktivitäten sind für Außenstehende wenig zugänglich. Das soll nun ein Projektantrag ändern, der den Aufbau eines Geschichtsportals für die NS- und die Nachkriegsgeschichte der Universität zum Ziel hat und die Vergangenheitsbewältigung in Stadt und Universität untersuchen will.

Ein abschließendes seriöses Gesamtbild der universitären NS-Zeit wird es vermutlich nie geben.

Der Weg zur Aufarbeitung der NS-Zeit ist nach wie vor weit, aber ein abschließendes seriöses Gesamtbild wird es vermutlich nie geben: Die Universität ist groß, der Aufwand noch viel größer, das Material je nach Thema entweder sehr umfangreich oder recht spärlich, Geraubtes nur schwer zu identifizieren und auch die abschließende Bewertung der Rolle von Einzelpersonen ist alles andere als einfach. Der Medizinethiker Prof. Volker Zimmermann, der sich bereits früh unter anderem mit Rudolf Stich befasst hat, bringt das Dilemma auf den Punkt: „Diese Leute richtig einzuschätzen, ist äußerst schwierig. Es gibt kein Schwarz-Weiß, je länger Sie sich mit ihnen beschäftigen.“ Waren sie überzeugte Nazis oder Opportunisten, hatten sie Angst, gerierten sie sich nur öffentlich ideologiekonform, um ihre Wissenschaft weiter betreiben oder gar Widerstand leisten zu können? Sich mit diesen schwierigen Fragen weiter zu befassen, heißt nicht nur, ein historisch-moralisches Feigenblatt hochzuhalten – in Form der Umbenennung von Straßen oder des Anbringens von Gedenkplaketten oder des Entzugs von Ehrenbürgerschaftsrechten für längst Tote. „Sie glauben nicht, was das für eine jüdische Familie bedeutet, etwas in Händen zu halten, das ihrem im KZ gestorbenen Großvater gehörte“, beschreibt Frank Möbus seine Erfahrung. „Da wird man als Dank zu Reisen eingeladen, da kommen lange Briefe, da wird geweint.“ Auch nach bald 70 Jahren hat die Hoffnung auf Gerechtigkeit immer noch ein menschliches Gesicht. □